

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 28 — Sonntag, den 11. Juli 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Von der Heuernte im Erzgebirge

und von Zeiten großer Hungersnot in unserer Heimat

wollen wir heute in Wort und Bild einmal berichten. Ueberall finden wir jetzt auch in den höchstgelegenen Ortschaften unseres Erzgebirges die Bauern bei der Heuernte auf den Feldern. Selbst oben in Rittersgrün, Tellerhäuser usw. sind die Heuschuber zu sehen. Neben den abgemähten Blumenwiesen aber wagt schon das Getreide, welches nun unter Gottes Schirm und Schutz der

Sommerreise entgegengieht.

Es hängt gar viel von dieser Reise ab und wir Erzgebirgler bitten Gott, daß er auch in diesem Jahr auf unserer Feldern u. Wiesen wieder eine gute Ernte gebenmöge. Nicht immer ist das so gewesen. Hören wir an dieser Stelle einen Bericht Dr. Adalbert Zehrer's über die große Hungersnot des Jahres 1772, die in unserer erzgebirgischen Heimat wütete. Wenn wir, so wird geschrieben, unseren

Blick in die Vergangenheit zurückwenden, so können wir feststellen, daß nur zu oft auf gute auch schlechte Jahre folgten, die unsere Vorfahren manch bittere Not und Elend brachten. Bald herrschten verheerende Kriege und Seuchen, bald wieder große Teuerungen mit darauffolgender Hungersnot, die fast immer ihre Opfer forderte. Zu den schlimmsten Jahren dieser Art rechnen die von 1771 und besonders 1772, in denen die Hungersnot sich über ganz Deutschland und weit darüber hinaus erstreckte. In Sachsen sollen in dieser Zeit 150.000 Menschen gestorben sein, das war eine für die damaligen Verhältnisse außergewöhnlich hohe Zahl. Am furchtbarsten wirkte sich die Not im Erzgebirge aus, da der Feldbau hier wenig einträglich war; die Bewohner waren hauptsächlich auf die Getreidezufuhr aus anderen Gegenden angewiesen. Verfolgen wir nun zunächst, wie es zu der großen Teuerung kam. Nach den Drangsalen des Siebenjährigen Krieges folgte eine Reihe fruchtbarer Jahre, in denen sich

die Getreidekammern in so reichem Maße füllten, wie es lange nicht der Fall gewesen war. Auch die ärmsten Leute konnten sich in dieser Zeit etwas zurücklegen. Kostete doch Ende der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts der Dresdener Scheffel Korn nur 1 Taler und 4 bis 8 Groschen und ein 7-Pfund-Brot 26 Pfennig. Während es nun bei uns Getreide in Ueberschuß gab, herrschte

in Spanien und Frankreich sowie in der Schweiz Mangel. Damals ging von hier Getreide in diese Länder, da dort gute Preise erzielt wurden. Auf dem Kornmarkt in Zwittau, der für unsere engere Heimat von großer Bedeutung war, wurde 1769 verlautbart, daß der Getreidepreis angesichts des lebhaften Getreidehandels nach auswärts nicht lange mehr so niedrig bleiben werde und daß es ratsam sei, sich Borräte für das Haus anzuschaffen.



Ein Komet mit feurigem Schweif, der 1769 drei Monate lang am Himmel zu sehen war, wurde von ängstlichen und abergläubischen Leuten als das Zeichen einer kommenden großen Teuerung gedeutet. Andererseits gab es aber auch Leute, die im Hinblick auf die großen Borräte in den nächsten Jahren keinen Mangel befürchteten, selbst wenn schlechte Erntejahre eintreten sollten. Bald entstand jedoch das Gerücht, daß auch im Reich das Getreide teurer würde, und zwar in Süddeutschland. Landreisende und Fuhrleute berichteten, daß schon viele tausend Scheffel Getreide nach Nürnberg und anderen süddeutschen Städten gebracht worden seien. So war es denn kein Wunder, daß auch in Sachsen der Getreidepreis allmählich anstieg, da die Borräte knapp geworden waren. Das Wetter, das für die Ernteaussichten lange Zeit günstig gewesen war, änderte sich seit dem Jahre 1770; der Januar begann mit Blitz und Donner, und im Mai gab es noch Schnee. Viele tausend Vögel sind damals

erfroren und bedeckten weithin die Fluren. Die Ernte war in diesem Jahre nicht gut, insolgedessen stieg der Scheffel Korn auf 4½ Taler und ein 7-Pfund-Brot kostete im Oktober 4 Groschen und 8 Pfennig. Die Bauern hielten ihr Getreide zurück, teils für sich selbst, teils in dem Glauben, daß es noch teurer werden würde, wobei sie dann verdienen wollten.

Die Lage wurde ernster, als das Jahr 1771 wieder viele Niederschläge brachte, auch diesmal gab es noch im Mai Schnee. Dann regnete es fast ununterbrochen bis zum August, und zwar so sehr, daß die Bäche und Flüsse übertraten. Die Wassermassen überschwemmten Felder und Wiesen und richteten in Städten und Dörfern erheblichen Schaden an. Auch aus anderen Gegenden wurde berichtet, daß die Felder großen Seen glichen. Die viele Feuchtigkeit hatte eine allgemeine Mißernte zur Folge; alle Arten von Früchten waren denkbar schlecht geraten, in vielen Orten war kaum die Ausfaat gewonnen worden. Im Juli kostete ein Brot 9 Groschen und 8 Pfennig. Schon jetzt geriet die ärmere Bevölkerung in große Not.

Aber auch die Handwerker sahen ihre Verdienstmöglichkeiten schwinden, der Absatz ihrer Erzeugnisse nahm, da die meisten Leute kaum noch Geld für das tägliche Brot schaffen konnten, mehr und mehr ab, und bald überstieg der Brotpreis den Tageslohn um das Vielfache. Immer weniger Väter waren in der Lage durch Arbeit ihr Brot zu verdienen, um sich und ihre Familie zu ernähren. Wer Ersparnisse hatte, griff diese jetzt an; mancher Taler, der im Kasten oder in der Lade — vielleicht vom Urgroßvater her — schlummerte, wurde nunmehr geopfert.

Es sollte aber noch viel schlimmer kommen. Im Jahre 1772 wiederholte sich die Mißernte, auch hatten viel Bauern wegen des hohen Preises des Saatgetreides ihre Felder entweder gar nicht oder nur dünn besät. Da durch die andauernden Regenfälle das Heu nicht hatte eingebracht werden können, war es auch um das Vieh schlecht bestellt; vielfach war es aus Not verkauft worden oder eingegangen. Das Hungerleiden nahm nun großen Umfang an, und bald gab es nicht mehr viele, die sich noch satt essen konnten, denn selbst reiche Leute wurden mit betroffen. Der nagende Hunger veranlaßte die Leute, alle ihre Sachen zu verkaufen; zuerst kamen Kleider, Wäsche, Möbel und sonstige Hausgegenstände daran, aber auch die Betten wurden nicht selten hingegeben, oder besser gesagt: verschleudert. Gierig lauerten landsfremde Gestalten darauf, den armen Menschen um geringes Geld ihr Letztes abzunehmen. Die Handwerker zögerten vielfach nicht, selbst ihr eigenes Werkzeug zu opfern. Denn Geld mußte sein, wenn man Hunger hatte und Brot essen wollte. Der Scheffel Korn kostete in diesem Jahre 13 bis 15 Taler, ein Brot aber mehr als 10 Groschen.

Oft hungerten die Eltern ihren Kindern zuliebe, die nach Brot schrien und den Ernst der Zeit nicht begriffen. Jeder Bissen Brot wurde nach Möglichkeit geschont und genau verteilt. Das Elend breitete sich immer weiter aus, die Menschen hatten von Tag zu Tag weniger zu essen und mitunter tagelang überhaupt nichts. In vielen Häusern hob ein Jammern und Wehklagen an, überall gab es halbverhungerte Gestalten mit bleichen und verstörten Gesichtern. Oft brachen sie vor Mütigkeit am Wege zusammen. Viele Menschen langten am Ende ihrer Lebensfristung an und mußten schließlich Betteln gehen, was aber dann wegen des Ueberhandnehmens verboten wurde. Manche Leute gerieten sogar hart miteinander in Streit, vollbrachten unbarmherzige Dinge und durchbrachen nicht selten die Geseßesranken. Mut und Hoffnung der Menschen zerrannen und das große Sterben begann.

Gewiß war der Notschrei der vom Tode Bedrängten nicht leer verhallt. In anderen Teilen des Landes, wo die Not längst nicht so groß war, hatten mildtätige Menschen Geld für die armen Gebirgler gesammelt, auch der Kurfürst hatte sich opferwillig gezeigt, dadurch konnte die Not in vielen Fällen gelindert werden, vor allem waren die Kinder in erster Linie bedacht worden. Bald war aber selbst für Geld kaum noch etwas zu haben. Die vom Hunger gepeinigten armen Menschen griffen schließlich zu den widernatürlichsten Mitteln, sie kochten Gras und Laub, alle möglichen Kräuter, zerriebene Wurzeln und Baumrinde zu einem Brei, den sie dann an Stelle von Brot aßen. Häufig wurden sogar die im Frühjahr gelegten Saatkartoffeln wieder ausgegraben und verpeist. Ein Reim aus jener Zeit sagt über diese Zustände treffend:

Was sonst die Schweine nicht gefressen,
das mußten jetzt die Menschen essen!
Schwere Erkrankungen, Hungertyphus und schwarze Blattern kamen über die Menschen und rafften Tausende von ihnen dahin.

Der Kurfürst und seine Räte hatten zwar nichts unversucht gelassen, Getreide aus fruchtbareren Gebieten herbeizuschaffen. Böhmen hatte jedoch im Januar 1772 die Getreideausfuhr nach Sachsen verboten, da es selbst Mangel hatte. Damals war noch eine Zeit, in der es schwer hielt, das, was dringend nötig war, aus der Ferne schnell heranzubringen. Endlich kam auf der Elbe von Norden her Getreide nach Torgau und Meißen. Viel zu spät aber gelangte dies an die Stätten höchster Not; inzwischen waren Tausende und aber Tausende von Menschen Opfer der furchtbaren Hungersnot geworden. Meist ohne Sang und Klang hat man die ungezählten Toten, oft drei und vier zusammen in alte Schränke und Kisten gebettet, zu Grabe gebracht. Erschütternd sind die bis in Einzelheiten gehenden Berichte aus dieser Zeit. Unheimlich

ruhig ist es damals in manchen Orten geworden. Viele der sonst so innig mit der Heimatscholle verbundenen Gebirgsmenschen waren, um dem Tode zu entfliehen, mit Weib und Kindern außer Landes gegangen. Manche von ihnen sind dann doch noch insolge Hungers auf der Landstraße gestorben, andere wieder hatten Glück; sie fanden Orte, wo die Not nicht so groß war und sie gut aufgenommen worden sind. Das war ihre Rettung! Nachdem die Ernte 1773 gut ausgefallen war, kehrten allmählich die alten Preise und die gewöhnlichen Verhältnisse wieder. Die meisten aber, die die schwere Zeit überstanden hatten, waren ihrer Habe bar und an Leib und Seele krank. In den meisten Fällen konnten sie sich das, was sie in ihrer Not hatten opfern müssen, zeit ihres Lebens nicht wieder schaffen. Armut mehr denn je war die Folge dieser großen Hungersnot.

Giftschlange als Spielgefährte

Eine Bäuerin aus Konjitz in der Herzogswina setzte ihr 3jähriges Söhnchen auf den Rasen ihres Gartens, während sie selbst im Hause zu tun hatte. Um das Kind beschäftigt zu halten, gab sie ihm eine Schale Milch und ein großes Stück Brot in die Hand. Als die Mutter einige Zeit darauf wieder im Garten erschien, hatte sie einen Anblick, der ihr fast das Blut in den Adern erstarren ließ. Neben dem Kinde ringelte sich eine jener dort zahlreichen Giftschlangen. Der kleine Junge war sich der Gefahr nicht bewußt, sondern teilte mit der Schlange Milch und Brot und versetzte ihr dann und wann mit dem Löffel einen leichten Klaps auf den Kopf. Trotzdem das Reptil anscheinend nichts Böses im Schilde führte, schrie die Mutter laut auf und rief die Nachbarn herbei, denen es gelang, die Biper von dem Kinde fortzulocken und zu töten.

Reifendes Feld

Hoch steht das Korn im Sonnenglaß,
Kornblumen blühen zum Erntekranz.
Die Halme tragen reiche Last
und golden schimmert schon ein Glanz.

Vom Dorfe lenkt ein Mädel ein,
sie nimmt den Weg durch wogend Korn;
Ihr Gruß ist helles Fröhlichsein,
ein frischer Trunt aus kornem Born.

Die Zöpfe flammen ährenblond,
Das Korn wiegt sich im leichten Wind,
Goitaters Lächeln überstrahlt
das Feld, den Wanderer und das Kind.

Ernst Kurt Egner.

Dr erwachselte Schrebergartenschlüssel

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Dr Richter-Mag, dar schie sei paar Gahr in städtischen Diensten stand, vrlabet alle Gahr mit seiner Alma bei en Schwoger in en klän'n Dorf ubn im Erzgebürg seine Ferien. Worüm 'r gerode in dr Heimachzeit sen'n Urlaub nahm, hatt aa sei Bewandnis: Zenächst fieln für de Halberdienste de Ardeppeln im Harbist ab, un weiter tat 'r zwä Gänse miet grußziehe lossen, die zur Kärmis un ze Weihnachten vrschnabeliert wurn un aber aa nisch kostein.

Kurz un gut, morgn wollt dr Mag un sei Fraa nauf ins Gebürg in de Ferien rutschn. „Haste da 'chie mol mit'n Reibert-Harmann gestriet, ob 'r sich mol bissel üm unsern Garten kümern will, Mag?“ frug de Alma. „Nu freilich — mit Freidn hot'r dos Amt übernommen, bluf ne Schlüssel muß ich noch dolässn“, gob dar zur Antwort. — Am annern Tog früh bezeitn plumpset dr Gartenschlüssel durch'n Brieflastenspalt in Reibert-Harmann sen Birsaal. — — Do ne Harmann sei Fraa noch ne Gung seine Hul' slichn muß, durft dr Schrebergartn-Pflegevatr dan Dhmd alläne naus in Richter-Mag sen Gartn lasn. Ar hatt aus dr Budnkammer de Miletärstiefeln hargesucht un dodrbei noch ne alte Butterblum (Strohhut) aufgegebelt, die ne gegn Sonnebrand schütz könn. De Leit, die ne Harmann unnerwags trofn, drehetn sich alle noch emol üm, üm dan Krautpobel aa von hinten mol ze begucken. In dr Gartnkolonie „Brennessel“ hat sich, seit dam dr Harmann 's letzte Mol hausn war, viel verännert un 'r konnt sich net gelei' besinne, welch'n Gang 'r nei muß, zun Mag sen Gartn. Off Traff-Trumpf sappet ne erstn Gang nei. Wie 'r durch war, stellet dr Harmann fest, doß do ne Stubnnachbar sei Gartn net drbei war. Un epper jemandn e Wort vrgönne, dodrzu war 'r ze faag. Selbst is dr Raa — un wenn ich jedes Gartnischloß durchprobiern muß, emol muß dr Schlüssel doch 's richtige Schloß schließn, war ne Harmann sei A'sicht. An dr Eck vom zwätn Gang fing nu dr Gartnspflegevatr aa ze probiern — bluf wu jemand in Gartn drinnerim frame tat — hot'r 's Schloß übersprunge; 'r hot sich dodrmiet ne gute Stund vrmahrt — bis endlich im fümftn Gang dr Schlüssel in en Schloß neipasset. Dos is ne Mag sei Garten — bluf 's Schloß muß emol geölt war'n; gieht schie beim Ei'gang dr Lumperei lus, dacht dr Harmann bei sich, un 's ward de höchste Zeit, doß emol e Sachverständigr dos Gärtel in de Hand triegt. Ar wäß doch, wie's is, wenn dr Mag rauskimm, entweder zieht'r in de Kantine odr 'r treibt paar Gartnnachbarn auf, doß 'r Stat spielen la — obr von Gartnspfeg' käne Spur. Na, iech war'sch ne Mag beweisen, doß dr Gartn aa annersch aussahe la. Dann Dhmd wur ja net drhausn, 'r muß machen, doß 'r noch, eh's finster wur, Wasser off de Beet bracht, da de Gartnsucherei hot ne üm kostbare Zeit gebracht.

Ne Sonnohmd ze mittig machet dr Harmann mit seiner Fraa un ne Gung naus in sen'n Pflegegartn. Se lieh'n sich nu heisslich nieder un finge dann ze Dritt unnern Harmann sei Ober-

leitung aa, Gartnarbeitn ze verrichtn. Dr Gung hatt sich zwisch'n Erdbeerbeet neigeseht un vrschnabeliert von de Beer, was halbwegs bissel rote Farb hatt. Dr Harmann mit seiner Fraa dohterin an de Rosnstöck rüm, nocherts machetn se sich über de Pflanzenbeet un ruppeln raus, was se vir U'kraut hielten, dodrbei warn's richtige Pflanzen. Wie se gerode vorne am Gartntürl übern Moosbeschneidn sei, kimmt e Familie rei zum Gang. Dr Raa drvu fängt a ze räseniern: „Was erlauben Sie sich denn hier in meinem Garten? Es wird immer schöner!“

Dr Harmann stuget, de Olga war drschrodn un dr Gung sprang aus dr Hängematte raus, die 'r sich aufgemacht hatt. Do nu de überrumpeln Gartnspfleger vir Schrad sich net mussetn, fing dr Besizt aa 'sicher azefrögn: „Wie kommen Sie in meinen Garten?“ — „Nu, durch dr Tür, Harr —“ trumpfet

dr Harmann auf. — „Werden Sie nicht noch frech, sonst lasse ich Sie verhaften, Sie — Sie — Einbrecher!“ — „Erlaubn Se emol, vrwagn Ei'bracher; iech bie beauftragt, ne Richter-Mag sen Gartn währnd sen Urlaub ze pflegn, un do iech de Gartennumm'r vrgassn hob, probieret iech de Schlösser aus, un do passet dr Schlüssel in dan Gartn. Su kam's, doß mr abn in en falschn Gartn neigeroten sei.“ — „Da konntn Sie wohl niemanden fragen, Sie Duffel? Gartenfreunds Richter-Garten liegt im zweiten Gang, zweiter Garten rechts.“ — „Do hob iech doch alles durchprobiert, do passet doch dr Schlüssel in kän'n Schloß!“ — „Da haben Sie eben nicht richtig probiert, und jetzt aber schleunigst raus aus meinem Garten, der ist mein Eigentum und lasse ich mir nicht von Stümpfern verunzieren.“

Wißmutig un ganz niedergeschloßn packet dr Harmann sei Krämchen zesamm un eh se zun Gartntürl nausmachetn, fand de Olga ne Mut, dan olbern Dingerich nazefogn: „Nu do entschuldign Se nör, doß mr Ihrn Gartn bissel virgericht' hobn, obr gescheiter hätt'n Se getae, wenn Se sich net so aufgespielt, da off Ihrn Gärtel brauchn Se sich sei nisch-

eizebilden!“ — Wie nocherts dr Harmann ne Schlüssel am zwätn Gartn rechts probieret, stelletn sich raus, doß dr Schlüssel abn net passet. Dr Gartnnachbar von Richter-Mag hängel sich dann miet nei in dan Dischur zwisch'n Harmann un dr Olga un vrsichret felsensfest, doß dar Gartn ne Richter-Mag gehöret un mähnet, noochdam 'r selber mol mit'n dogelassene Schlüssel probiert hatt, „do hot abn dr Mag ne vrliehrn Schlüssel dogelassn.“ — „Dos is doch wie vrbart mit'n Mag sen'n Gartn,“ saht dr Harmann, „obr ihe gieß iech off dan gehatt'n Brdruf e Spezi drauf unten im Heim. Gute Nacht!“

Un wie 's Reibert'sche Ehepaar ohmds ehäm kam, log im Birsaal e Brief von Richter-Mag, dar ne Harmann schrieb, doß'r in dr Eil ne Kallerschlüssel dortgelassn hatt un anbei ne wichtige Gartnspflege beginnen.



Kirschenreife im Erzgebirge.

S

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(22. Fortsetzung.)

Karthesius weiß, daß im Augenblick nichts zu machen ist für ihn, im Gegenteil, der Berliner Boden ist bedenklich heiß geworden. An Frau Ann-Christin ist nicht heranzukommen, da schien es ihm vorteilhafter, sich vom Chef neue Sicherheiten zu holen.

Es war schon dunkel, als er in der Stadt eintraf. Kalter Regen begann zu fallen. Karthesius wäre gern in eines der großen, lichten Hotels gegangen. Schließlich gab er sich einen Ruck: zu allererst muß man das Unangenehme hinter sich bringen. Außerdem, wer weiß, ob man nicht auch schon der Hamburger Polizei gemeldet ist. Und der Chef weiß bestimmt, daß man in der Stadt ist. Einer seiner verfluchten Spitzel wird sicherlich den Berliner Zug in liebevollen Empfang genommen haben!

Karthesius lenkt also seine Schritte in dunklere Viertel. Die Lampen werden seltener, die Straßen enger und düsterer. Das Licht wirkt in dem tropfenden Nebel geisterhaft. Aus den verschiedenen Kneipen dringt grelles Lachen oder böses Zanken. Kneipen, in denen man Vergessen kaufen kann. Der Mond hängt am Himmel wie eine kalte gelbe Scheibe, die sich sekundenweise hinter schwarzen, unförmigen Wolken verbirgt.

Karthesius schauert zusammen. Er zündet eine Zigarette an, um sie gleich wieder fortzuwerfen. Er zieht den Hut über die Stirn, schlägt den Mantel hoch, nimmt die Aktenuddel fest unter den Arm, daß er beide Hände in die Manteltaschen versenken kann. Er nähert sich dem Hafen. Ueber niedrigen Dächern sieht man die schwarzen Masten der Schiffe. Weiße Nebelstreifen hängen wie gespannte Segeltücher um sie. Irgendwo aus der Dunkelheit schreien Röhren, irgendwo bellt ein Hund. Die meisten Fenster sind schwarz. Selten sieht man Silhouetten phantastischer Schatten hinter einem erleuchteten Fenster. Unheimlich wirken die Gebärden ohne Sprache, Haß empfindet er auf diese Marionetten. Die Straßen wirken wie das schwarze Netz einer zapfelnden Spinne auf ihn. Der Weg scheint nicht zu enden.

Blöcklich bleibt Karthesius stehen. Hier muß es sein. Zwanzig Schritte nach links ist ein kleines, schäbiges Haus, eingeklemt zwischen zwei düsteren, hohen Gebäuden. In einem der obersten Fenster ist Licht. Das Licht zittert und glitzert in der riesigen Pfütze vor dem Haus.

Karthesius blickt sich um, ob ihm jemand folgt. Dann tritt er auf die Tür zu und klopft auf besondere Art. Eine Weile vergeht. Er hört Schritte, eine Kette wird losgemacht, und die Tür öffnet sich. Ein verunstalteter Mensch drückt sich in den Schatten, als er eintritt. Am Ende des Flurs hängt ein zerlumpter dunkler Vorhang, der in dem stürmischen Luftzug, der im Augenblick von der Straße hereindringt, hin und her zuckt. Der Boden ist mit ockerfarbenen Sägespänen bedeckt, in denen sich jetzt die Füße des Mannes scharf abzeichnen.

Die kauende Gestalt sagt mit einer merkwürdigen hohlen Stimme: „Der Chef erwartet dich“ und schiebt den Vorhang beiseite. Karthesius tritt in einen langen, tiefen Raum, der aussieht, als wäre er früher ein Tanzsaal vierten Ranges gewesen. Ueber den Geruch schlägt ihm entgegen. An der einen Seite steht ein buntbemaltes Büfett, zwei hagere Weiber daran, die häßlich lachen, als Karthesius an ihnen mit einem Ausdruck des Ekels vorbeigeht. „Denkst wohl, du kriegst Cäuse?“

Am Ende des Raumes ist eine Stiege. Karthesius geht die wackligen Stufen hinauf. Er klopft an die Tür am Schluß der Treppe und tritt ein. Helles Feuer brennt in einem offenen Ofen. Ein Mann legt gerade ein Scheit Holz nach. Als Karthesius grüßt, dreht er sich langsam um. Es ist der Chef. Ein gedrungener Mensch mit derben Gelenken. Man meint, er müßte auch von Geiste schwer sein. Man meint, man müsse das Gehirn knirschen hören, wenn der Mann denkt; aber man irrt sich, die Schwerfälligkeit ist nur Maske. Ungefragt spricht er nicht, nicht einmal guten Tag sagt er, und es dauert eine Weile, bis er eine Frage beantwortet. Karthesius nagt nervös an seiner Unterlippe, seine dunklen Augen sind merkwürdig hell. Die Luft in diesem Raum ist fürchterlich heiß.

„Sie scheinen alt geworden zu sein“, begann der Chef und wies auf einen Stuhl vor dem Schreibtisch. Er selbst setzte sich

in seinen Schreibtischstuhl und nahm einen Vorkasten mit großen geschliffenen Glasbechern heraus, dazu ein paar Sodafaschen. Er bot Zigaretten an.

„Nebenbei wissen Sie ganz genau, daß ich es nicht schätze, wenn jemand unangemeldet zu mir kommt. Auch Sie nicht, mein Lieber“ — fuhr er fort, als Karthesius eine Einwendung machen wollte. „Daß Sie in meine Stadtwohnung nicht kommen, ist ganz selbstverständlich. Warum aber kommen Sie überhaupt nach Hamburg? Haben Sie sich dämlich benommen in Berlin?“

Die Augen der beiden Männer trafen sich. Nach einem peinlichen Augenblick des Schweigens beugte sich Karthesius nach vorn und erzählte ruhig, während er den Chef aufmerksam ansah, als wollte er die Wirkung jedes seiner Worte auf dessen Gesicht ablesen. Abschließend sagte er: „Nach wie vor unklar ist mir die Rolle des Polizeileutnants Walter. Kennengelernt muß sie ihn haben, während ich krank war.“

„Das nützt ja nun alles nichts. Die Frau werden Sie sich aus dem Kopf schlagen. Ich gebe Ihnen ein Mädchen nach Berlin mit.“

„Ich hatte nicht die Absicht, nach Berlin zurückzugehen.“

„Ich habe aber die Absicht, Sie nach Berlin zurückzuschicken.“

Karthesius sprach seine Gedanken aus und wußte es kaum: „Als ich die Frau zum erstenmal sah und mir der Gedanke kam, sie zur Helferin zu gewinnen — ich weiß letzten Endes gar nicht mehr, wie ich ausgerechnet auf sie verfiel — vielleicht hab



Zeichnung Kieblisch M

Helles Feuer brennt in einem offenen Ofen.
Ein Mann legt gerade ein Scheit Holz nach.

ich es nie gewußt — irgendwie ist das wohl schicksalhaft — ich liebe sie nicht — nein, gar nicht — aber ich fürchte, daß ich sie jetzt hasse — sie war mir überlegen — und ich möchte sie noch einmal klein sehen . . .“

Der Chef schnitt diese lautgewordenen Gedankengänge des Mannes vor ihm kurzerhand ab. „Hören Sie auf mit diesen Sentiments. Wir sind hier keine Romanfiguren. Im übrigen werden Sie bei dem Häuschen in Dahlem mal wieder miteinsteigen müssen. Müller III dagegen brauche ich in Hamburg.“

„Warum können Sie mich nicht in Hamburg brauchen?“ beharrte Karthesius.

„Weil Sie bessere Beziehungen in Berlin haben. Gerade die Räumlichkeiten dieser Villa kennen Sie doch ausgezeichnet.“

Gedankenlos wiederholte Karthesius: „Jawohl, vom Eingang rechts in einen Salon im Rokoko-Stil, durch Glaschiebetüren geht es in ein Eßzimmer mit gotischen Möbeln. Links steht der Silberschrank, der Schlüssel dazu hängt an der linken Seite im zweiten Fach des Bücherregals mit blauem Tuchvorhang.“

Der Chef sah Karthesius forschend an. Seine kleinen grauen Augen wirkten wie die harten Köpfe von Stachnadeln. Der Mann ist nicht mehr in Ordnung, dachte er und griff in den Schreibtisch. Er nahm ein paar deutsche Reisepässe heraus und blätterte in ihnen.

„Sie werden Hans van der Golden heißen.“ Er ließ einen Paß auf dem Tisch liegen, tat die andern wieder fort, ergriff noch ein paar Formulare, fragte: „Was brauchen wir sonst noch? Haben Sie noch besondere Wünsche? Nicht? Dann kommen Sie morgen Rotdornweg 24.“

„Nach wem frage ich dort?“

„Kommen Sie in den Friseurladen.“

Als Karthesius wieder auf der Straße stand, schickte eine Kirchenuhr metallene Schläge in die dumpfe Luft. Er zählte mit: acht Schläge. Durch den herabtropfenden Regen ging er rasch den Kai entlang.

Rotdornweg 24 war ein elegantes Geschäft: Friseur, Coiffeur, Maniküre für Damen und Herren. English spoken. On parle français.

Karthesius blieb ein paar Minuten auf der anderen Seite stehen. Zwei junge Damen kamen heraus, kaum dem Backfischalter entwachsen, aber schon mit der damenhaften Haltung der Hamburgerin. Ein Herr ging hinein, einer kam heraus. Sahen beide gut aus, Typen, wie man sie in gebienden Bierrestaurants findet.

Karthesius sah nach der Uhr. Es war zehn Minuten vor 11 Uhr. Er ging auf den Eingang zu, klinkte auf. Ein junger Gehilfe stürzte auf ihn zu. „Mein Herr —“ er wollte schon einen Vorhang zu einer leeren Kabine heben, da kam im Gang von hinten in weißem, langem Friseurmantel — der Chef an.

„Mein lieber Herr van der Golden, wie freue ich mich, daß Sie Ihr Versprechen halten und mich auffuchen. Ich sah schon aus meinem bescheidenen Bürozimmer — ein Stock höher — wie Sie vor meinem Geschäft standen und sich vergewisserten, daß dies alles auch wirklich Ihrem alten Freund Baldermann von der letzten Nordlandfahrt gehört.“

Karthesius stand ziemlich wortlos diesem Redeerguß gegenüber. Offenichtlich wurde auch keine Antwort von ihm erwartet, denn der Geschäftsinhaber Baldermann fuhr eifrig fort: „Das

lasse ich mir aber nicht nehmen, Sie selbst zu rasieren, frisieren oder was Sie wünschen. Man weiß nie, ob so ein junger Dachs wirklich schon ganz sicher mit dem Rasiermesser umgeht —“ er warf einen wohlwollenden Blick auf den jungen Gehilfen und strahlte Karthesius über das ganze Gesicht unendlich liebevoll und aufmunternd an — „vielleicht geben Sie meinem kleinen Max nachher extra 50 deutsche Reichspfennige, wenn er Ihnen wieder den Mantel zureicht.“

Dabei nahm er schon selbst Hut und Mantel ab, reichte sie an Max weiter und führte Karthesius eine gewundene, aber breite Treppe hinauf. Laut und vernehmlich stellte er fest, daß Herr van der Golden gar keine schöne Farbe mehr habe, daß er diesen Sommer wieder eine Nordlandreise machen müsse, oder besser . . .

„Es ist gut, daß Sie pünktlich kommen“, sagte der Chef, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Er wies auf einen Ledersessel. „Nehmen Sie Platz.“

Als sich Karthesius immer noch schweigend gesetzt hatte, lachte er: „Sie wußten wohl nicht, daß ich im Nebenberuf auch noch einen Friseurladen habe. Nett eingerichtet, nicht wahr? Bißchen gemüthlicher dieses Büro als das im Hafenviertel, nicht wahr? In meiner einen Privatwohnung waren Sie ja wohl mal. Da kann man es sich natürlich noch gemüthlicher machen. Aber so, wie Sie es hier sehen, ist es doch durchaus angemessen für Herrn Baldermann?“

Karthesius nickte mechanisch. Neben diesem Kerl war er doch ein recht bescheidenes Würstchen! Oder war es nur die Nacht, Dunkelheit, Lampenlicht, daß diesen Menschen gestern so veränderte. Wie ein tüchtiger kleiner Geschäftsmann sieht der Chef hier aus, tatsächlich wie — ja, wie ein alt und dick gewordener „Rubinke“. Karthesius hatte überhaupt nicht bemerkt, daß der Chef geklingelt haben mußte. Aus einer Tapentür kam ein neuer, ein anderer Friseurgehilfe, grüßte höflich zu ihm hin und stellte sich in diensteifriger Haltung vor den Chef.

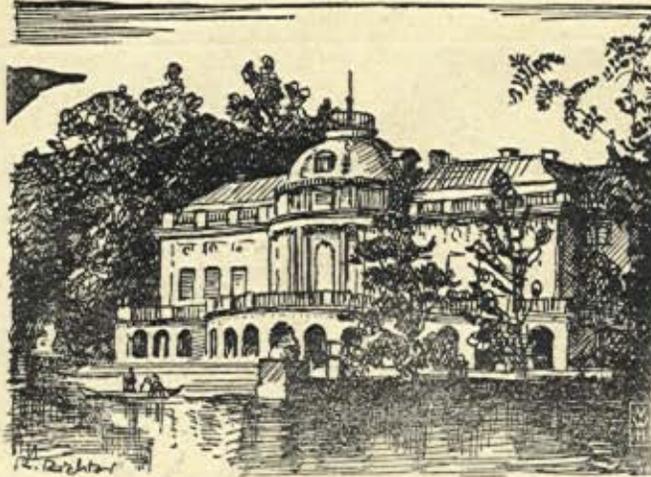
„Ich weiß“, sagte dieser, „Sie lieben keine an- und aufgeklebten Scherze. Aber so wenig wie Sie augenblicklich scheinbar auf der Höhe sind, werden wir ohne einige kleine Veränderungen kaum Herrn van der Golden aus Ihnen machen können.“

Karthesius war tatsächlich nicht recht auf der Höhe. Er gab es auf, darüber zu grübeln und ließ alles mit sich geschehen. Als er eine Stunde später seine neuen Papiere, natürlich mit echten, wenn auch gestohlenen Stempeln in die Brieftasche steckte, der Chef ihn noch aufforderte, den Namen unter sein neues Paßbild zu setzen, schreckte Karthesius im ersten Augenblick förmlich zurück. Er hatte vorher weder in den Spiegel geblickt noch die Paßbilder, die zehn Minuten nach einer Aufnahme gebracht wurden, angesehen — das sollte er, der schöne Harry sein! Tatsächlich nicht wiederzuerkennen!

„Machen Sie's gut“, sagte der Chef zum Schluß. „Sie holen also in Southampton die Lizzy ab, Ihr besorgt die Photos aus dem Bergwerk, und wenn die Sache geklappt hat, werdet Ihr zusammen auf Berlin losgelassen. Verstanden?“

„Ist gemacht“, antwortete Karthesius, mußte sich aber innerlich enorme Mühe geben, wirklich so entschlossen zu sein, wie seine Worte klangen.

(Fortsetzung folgt.)



Schloß Montrepos in Württemberg. Unweit der ehemaligen Fürstenresidenz Ludwigsburg, mit ihr durch den reizvollen Favouritepark verbunden, liegt an einem baumbestandenen See das Schloßchen Montrepos in herrlicher Lage mit einem prachtvollen Blick auf die im See auf einer kleinen Insel errichteten Kapelle. Vor dem Schloßchen pflegt die Ludwigsburger Garnison ihre Reit- und Springtourniere zu veranstalten, die immer wieder eine besondere Anziehungskraft ausüben. Auch das Innere des Schloßchens Montrepos ist mit seinen von der Hand Guibals gemalten dekorativen Fresken sehenswert.

Rosen werden Sorgenkinder

Bulgariens Blütentäler kämpfen mit der Not. — Absatzschwierigkeiten für das Rosenöl.

In den letzten Jahren sind in Bulgarien die Anbauflächen der Rosenfelder mehr und mehr zurückgegangen, da sich die Hochzucht neuer Kulturen für die Zwecke der Rosenölbereitung nicht mehr zu lohnen scheint. Die einst so bedeutende Rosenölindustrie Bulgariens ringt mit großen Absatzschwierigkeiten, da die Preise stark nachgelassen haben.

Nach einem türkischen Sprichwort beflügeln Düste die Gedanken der Menschen und die Spannkraft der Tiere. Das wurde sogar wörtlich genommen, wie die Geschichte des „Rosenpferdes“ beweist, die im Orient noch immer Gläubige findet. Bei den Rennen des Sultans Sela-Heddin soll Hauptzieger ein schneeweißer Hengst gewesen sein, der mit seinem Reiter wie in eine Wolke von Rosenduft gehüllt schien. Je mehr sich Reiter und Tier erhitzten, desto stärker wurde der Duft, der angeblich die anderen Tiere betäubte, die Träger aber anfeuerte. Es war die Kraft des Rosenöls, das, wenn es in die Poren eindrang, einen wunderbaren Rausch erweckte. Rosenöl war aber auch zu jener Zeit schon eine große Kostbarkeit, und da es Vielen daran fehlte, suchten andere Reiter mit anderen stark duftenden Essenzen es dem Rosenpferde gleich zu tun. Der Erfolg blieb aus. Der starke, schwere Geruch raubte Pferden und Reitern die Besinnung, so daß sie bewußtlos umfielen. Im Volk aber verbreitete sich der Glaube, daß nur der Duft von Rosenöl den Sieg bringen könne.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts, als die kosmetische und die Riechstoffindustrie ungeahnt sich zu beleben begannen, herrschte in der ganzen Welt ein riesiger Bedarf an Rosenöl. Rosenöl war eine kostbare Exportware geworden. Man brauchte es überall in der Konfekt- wie in der Likörherstellung und vor allem in der Parfümindustrie. In fast jeder Duftstoffzusammenstellung ist eine Spur Rosenöl als winzige Beigabe enthalten, und für den Charakter des Parfüms von größter Bedeutung. Damals entstand in den Balkanbergen, etwa 100 Kilometer von der bulgarischen Hauptstadt Sofia entfernt, das Rosenzuchtgebiet in den Tälern von Kasanlik und Carlowa. Wer das beherrschende Gebirgsmassiv übersteigt und sich den Tälern nähert, verspürt bereits viele Kilometer entfernt den süßen Rosenduft, der wie eine Wolke in der Luft liegt. Von brennender Sonne überflutet öffnen sich die Talkessel gleich unermeßlichen Blütenfüllhörnern des Orients. Auf großen Feldern hat man dort die Rosen angebaut, wie bei uns die Kartoffeln; endlos begleiten sie die Landstraßen und das saftige Grün ihrer Büsche ist mit weißen und rötlichen Blüten übersät. Es sind durchwegs Strauchrosen, die sich nur schwer in den langen Reihen halten, wie sie gepflanzt wurden. Jeder Strauch zeigt Reigung, aus der Reihe zu tanzen und den Vorder- und Hintermann zu überflügeln. Man könnte die Sträucher mit unseren Buschrosen vergleichen, denn mit den gezüchteten Edelrosen in unseren Gär-

ten haben sie wenig Ähnlichkeit. Aber ihre Blüten sind viel zahlreicher, größer voller und stärker duftend. Jetzt ist die Ernte in vollem Gange. Der Duft liegt schwer und betäubend über dem ganzen Gebiet, und wer nicht zu den Landeskindern gehört, fühlt sich bedrückt von seiner Süße. Nur in den allerfrühesten Morgenstunden kann geerntet werden, wenn die Luft noch kühl ist und die über Nacht erblühten Rosen ihren Tau noch nicht verloren haben. Die Pflückerinnen gehen von Strauch zu Strauch, zupfen die Blüten ab und füllen sie in große Körbe. Allzu zart

wird mit ihnen nicht umgegangen; sie werden rücksichtslos zusammengequetscht, denn niemand braucht ihre Schönheit, nur der Duft wird gehandelt. Wenn der Nachtau getrocknet ist, muß die Ernte unterbrochen werden, denn mit dem Tau verdunsten die feinen ätherischen Öle, die zum wichtigsten Bestandteil des Rosenöls gehören. Vom Feld wandern die Blütenkörbe zu den Verkaufsstellen, wo die Uebernahme zu einem festgesetzten Preis durch die Aufkäufe der Fabrikanten erfolgt. Die Kleinbetriebe der Rosenölbauern, die die auf eigenen Feldern geernteten Blüten selbst kochten und destillierten, sind längst verschwunden. Die Industrie hat große Produktionsanlagen geschaffen, die bis zu 500 Kilogramm Del im Jahr herstellen können. Das erscheint wenig, aber man muß berücksichtigen, daß das Kilo Rosenöl in guten Zeiten mit 4- bis 5000 Mark bezahlt wurde; heute allerdings sind die Preise stark heruntergegangen, obgleich Bulgarien seine Rolle als Hauptproduzent für Rosenöl noch nicht verloren hat. Nachdem die ganze Blütereinte in Kesseln gründlich durchgekocht wurde, um die einzelnen Bestandteile von-



einander zu lösen, beginnt der Leidensweg der Rose durch eine lange Reihe von Destillationsbehältern. Die frei werdenden Öle werden abgezogen und in weiteren Reinigungsprozessen zu einer gelb-grünen, dicken Flüssigkeit verarbeitet, dem eigentlichen Rosenöl. Um ein Kilogramm dieses Öls herzustellen, müssen 5000 Kilo Rosenblüten gemartert werden. Nachdem ihnen das duftende Öl genommen worden ist, bleibt nur noch eine schwarzgrüne, übelriechende Masse zurück, die im Höchstoffalle zu Düngungszwecken Verwendung finden kann, oft aber auch die klaren Gebirgsbäche verunreinigt. Die ganze Ernte und Fabrikation nimmt etwa 8 Wochen in Anspruch, denn die Rosenblätter dürfen nicht gelagert werden, sie müssen sofort zur Verarbeitung gelangen. Nach diesen 8 Wochen ist es auf den Feldern still geworden. Die Rosensträucher, die ihren Segen dahingegeben haben, werden beschnitten, die Felder leicht umgegraben. Mit der letzten Rosenlast, die durch die Fabrikatoren wandert, hat aber auch die industrielle Tätigkeit für dieses Jahr ihr Ende erreicht. Ein paar Wochen vergehen vielleicht noch mit der weiteren Destillation des gewonnenen Öls, aber dann schließen die Fabriken endgültig und bleiben oft 40 Wochen im Jahre leer stehen.

Nooch'n Feierohmd

Dos gestörte Kaffeekranzel

Das früher de Gunge manchmol racht nichtmühele Luder warn, will iech Eich hier an en Beispiel drzehln. De Name möcht iech lieber net verrohn, dä die Brüder labn fast alle noch un könnmir 's Lader vollhae. Es wärd ju ugefah 43 Gahr har sei. Domols war de Buchstrosch noch net esu bebaut un bewohnt wie heitzetog; es standen bluß e paar Heiser drubn. Übern Hilarius-Bäck (Golt ho'ne salig) gings nauf nooch'n Müller-Luis-Stäbruch un noch e Stückl wester ubn war de Trommel-Hall. Dos war dar Flack, wu die Luderunge de merschten Dummhäten un Schwieden aushecketen un gewöhnlich aa geleich ausführten. En schinn Togs warn die Briezeln wieder mol of dr Hall versammelt un hatten Langeweil. Of emol guckel dr Emil gerod aus un gob dan Annern en Herzersch, daß se de Gusch halten sollten. Nu spannten alle nooch daralbing Rich-ting wie dr Emil un wos se do ze sahe kriegeten, liehen schie 's Wasser in Maul zesammlaafen. Unnerhalb dr Trommel-Hall war e schiener grüher Garten mit en Lustheisel drinne; of dan machet e Dienstmahd mit en gruken Korb Gebäck zu. Se stessel dos Körbel in dr Laube ab un machet sich wieder söder, um wahrscheinlich noch ne Kaffee ze hult. In dan Gunge war nu de neie Schlachligkät schie wieder reis. Dreie klatterten su fix wie de Affen übern Gartenzaun un zwä mußten Schmier stiehe. 's klappel alles ganz schie — in zaa Minuten hatten se dos gebackene Zeig gemaust, aa ne Würfelzucker hatten se sich in de Schärz geschitt. — Se versteckten sich wieder gul und pahlen auf, bis de Kaffeekranzel-Poloneese aakomme un wos die Weibsen für Gesichtser machen wür'n, wenn se vorn leern Körbel standen. 's dauert aa net lang, do kam e Hard Weibsen abgezogn — hinnerhar de Dienstmahd mit eener grußmachting geblünten Kaffeekann. Wie su de Weibsen sei, se blieben östersch ewing fraten. Ob se sich de Segnd ahgucken oder ewing Luft schnappen wollten (se warn alle wing dick), konnten de Gunge net waghriegn. Kurz un gut, 's Dienstmadel war zeleht vorn-draa un halt dos Ugelick zeerscht gemerkt. En Blökersch tue un die schiene grühe Kann fallen lassen war äns. Bei de Kranzelschwastern machet sich nu de Empörung Luft un die Sau-gunge häreten allerhand Schimpferei: Frechheit! Gemeinheit! Lumpenvolk! un ju weiter. Aber die hooß's vor Lachen bald zerruppt — do dra kaa mr ahm sahe, wie verdorbn die Gunge warn! — Danne war dr Appetit net im geringsten vergange, in Begntäl: Se macheten sich über de Dreier- un Sechserstückchen har, die von sühen Ernst aus dr Kann stammeten. — Drüm soog ich immer, wenn de ällern Leit über de heil'ge Sugnd schimpfen: Halt! sei de Gusch, Ihr wart de besten Brüder a net! — — Weil ich nu grod beim Garten bie, will ich von danalbing Briezeln noch ewos Wahres drzehln:

Dr feire Stacheligel

Dr Besitzer vu dan Garten war namlich unner Lehrer. Un weil dar immer Kreizolkern drinne halt, sollten mir Gunge e paar Stacheligeln versorgn; mer kriegeten fern Stück fünf Pfeng, wos für uns Gunge domols en Hausen Gald war. En selten Igel hall'n mr nu glücklich aa drwisch, ober noocherls warsch wie ogeschnieden, mr sanden ahm kån mehr. Der Emil halt' do nu e feine Idee: Mir hullen ohmds dan Igel aus'n Schul-mäster sen Garten un brach'ne früh miet in de Schul. Dos ging esu ugefah vierzn Tog lang un mr hatten 80 Pfeng zesamm. Unner Lehrer ging nu mol Sonntigs früh in sen Garten un wollt sich die Igel-Familie agucken. Er suchel un suchel un fand när en änzigen. Ne Montig drauf fühlet 'r uns Gunge natürlich lüchtig ofn Zah. Daß dar Beschiß rauskam, dodra

warn mir selber schuld, weil's bei dr Vertäling dr Stacheligl-Prämie net geracht zugange war. Dar an märchten Benoch-läligle hool die Sach verrohn. Ach, hobn mr Drasch gekriegel — ich gelab, dar Lehrer hot an uns fer 60 Pfeng Ruhrstacken zerschlogn. 's schenke war, daß mr de Stacken bein allen Fischer-Sattler selbst hult mußten.

De Belehring (Nachdruck verboten.)

Dos Gahr machet dr Schiebach-Görg 'ne Raf' ubn nauf ins Erzgebürg. Durch Tol un Bald wollt'r rimstraafen; när 's Gald war knapp — drüm mußt'r laafen. Doch desto meh' kunnt'r besah', un frische Luft — die hatt'r aah.

Wie ar zer bähm'schen Grenz hiekam, wur'n seine Baa doch sachte lahm; 's Watter ober dos wur' schinne, ' ar mußt' dr Durst nu bal' verbrinne. Amende mußt's schu Mittog sei, drüm lehr't'r in 'en Gasthof ei.

E Weil sooh'r in dar Stub allah; nocher sieh sich dr Gastwärt sah. Mei Görg tot'n an Tisch ra winken: „E Schalle Kaffee möcht'ch garn trinken!“, „Schie racht!“ — E Zeit mußt' noch vergieh; nocht²⁾ krieget dr Görg jenn Kaffee hie.

Dar is net alt, doch aah net gung. In dr Tass' ro ober is a Sprung, un dar ward doch beim Maul-Absehn jedsmol an Görg seiner Lipp' rimwegen. 'r hebbt de Tass' hubch mit 'en Schwung: „Nanu, harr Wärt, die hot 'en Sprung!“

„D jeh!“ tut drauf dr Wärt pariern, „freilich, esu wos kaa passiern!“ 'r nimmt de Brill, tuts'ch niederucken — dan Schoden mußt' sich beguden: „Ja, ja! Do sah'n Se's an dan Riß, wie itark bei uns dar Kaffee is!“

„hm!“ lacht dr Görg, „Sie sprachen „stark“! Do gieht Se's, wie gann³⁾ mit ne Quarz! Dar wollt' do aah racht viel verkaafen un lieh soot Wasser drüber laafen. Of ahmol gibt's do aah 'en Ruck. — Bun Quarz net! Nä! — — vun Wasserdruck!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ schöner; ²⁾ nachher; ³⁾ wie jenem.

Ja — de Pfeif!

Do dr Draschlögel-Gottlieb-Bauer a kü heirigs Hasel meh war, tat ar sich zur Faldarbet en Knacht haltn, dar ne de schwere Arbeit obnahm. Do a emol, war dr Schrut-Markus-Knacht mit'n Mistaufstoden beschäftigt. Wie dr Markus ne halbn Wogn aufgelodn hatt, war'ich ne ze warm wohn un 'r zug sei Gadel aus un legets off's Grubenmeierle. Nooch nr Weile warn doch de Pfar bissel u'artig un schubn ne Wogn e Stückel zerick, doch alles wacklet. Dodurch war a ne Markus sei Gadel gerutscht un slog nei in de Grub. „Inu du Ugelück“, bißet dr Knacht, schmiß de Gadel hie un machet U'stalt, als wollt'r in de Grub neihuppen. Dos alles hat dr Draschlögel-Bauer beobacht' un schrier nu ne Markus zu: „Warscht doch dan Gadel wagn net nei in de Grub hoppn, dos is suwieju ordorbn.“ — „Dan Gadel wagn will iech a net neispringe,“ saht dr Markus, „odr is stadt doch mei Pfeif drinne!“

W. Schimm.

Bilder aus aller Welt



„Elefantenboy“

Ein Bild aus dem gleichnamigen Film, der das Schicksal eines kleinen Elefantenwärters darstellt, und der in Deutschland demnächst zur Aufführung gelangt.

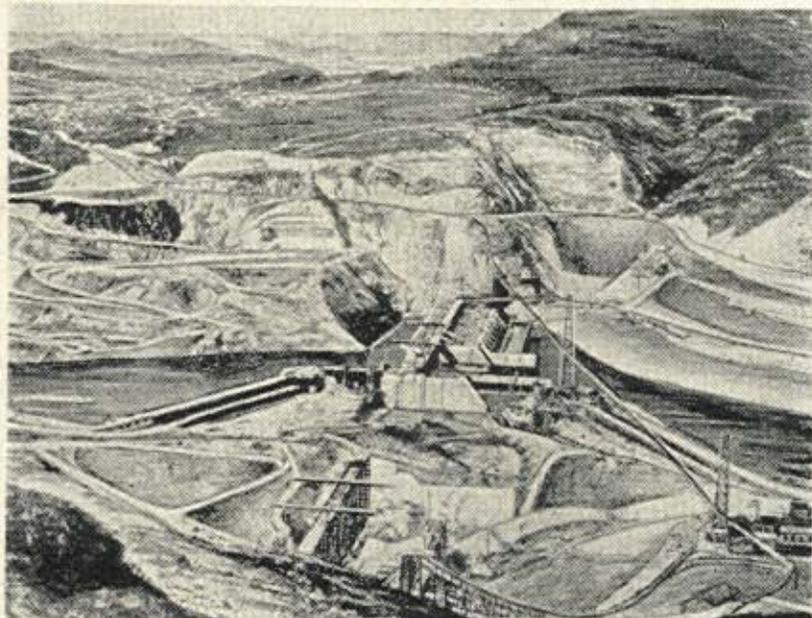
(Tobis-Europa, Zander-K.)



Stabschef Lütke in der Reichs-Reiterführer-Schule

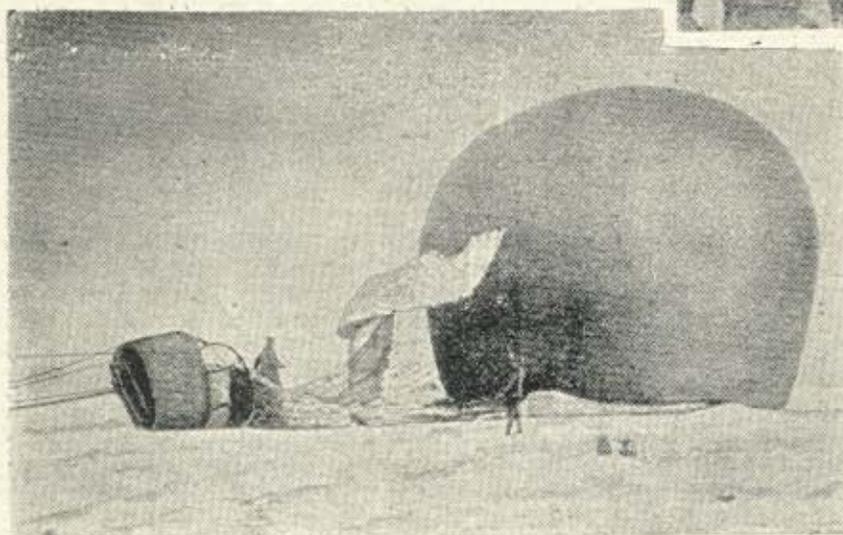
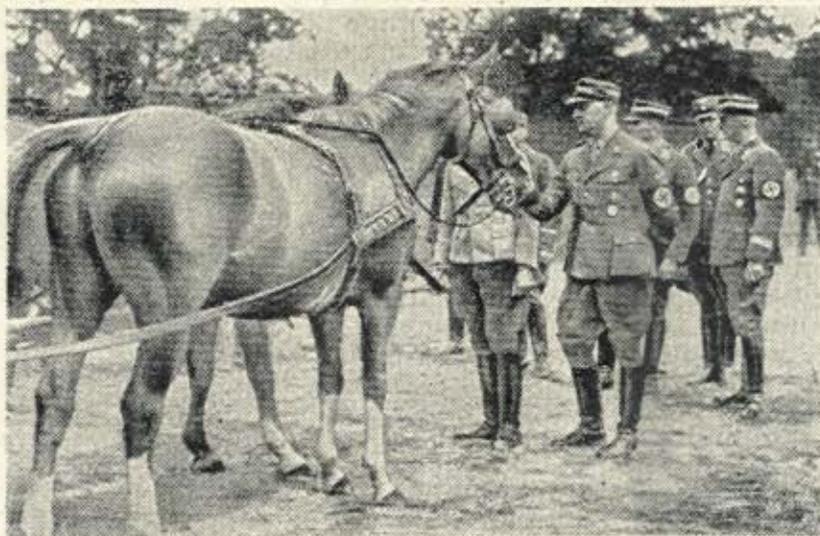
Unser nebenstehendes Bild zeigt, wie der Stabschef der SA bei einem Besuch der Reichs-Reiterführer-Schule in Berlin ein Gespann besichtigt. Hintere ihm Obergruppenführer Litzmann.

(Presse-Photo, Zander-K.)



Neue Riesentalsperre in USA.

Am Columbia-Fluß, im östlichen Teil des Staates Washington, entsteht der große Coulee-Damm, der, wie die Amerikaner behaupten, der größte Staudamm der Welt sein wird. Nach seiner Fertigstellung soll der Staudamm eine Höhe von 160 Meter erreichen. — Unsere Luftaufnahme zeigt eine Uebersicht der Bauarbeiten. (Aeme, Zander-K.)



Zum 40. Todestag des Forschers Andree

Am 11. Juli 1897, vor vierzig Jahren, kappte der kühne Forscher S. A. Andree die Haltetaue seines Freiballons „Adler“, um den Nordpol zu überfliegen. 33 Jahre lang lebte die Welt im Ungewissen, bis im Sommer 1930 eine norwegische Expedition das Todeslager Andrees und seiner Kameraden entdeckte. Das gefundene Photomaterial gab Kunde von der Fahrt und dem Untergang des kühnen Forschers. — Unser nebenstehendes Bild zeigt den „Adler“ unmittelbar nach der Landung im ewigen Eis. (Aus S. A. Andree „Dem Pol entgegen“, Verlag Brockhaus Leipzig.)

(Erich Zander, K.)